

Das herbeigesehnte Ende
kann genausogut,
erst der Anfang
eines langen
Leidensweges sein.
Ruben L. Stein

Ein Weg ohne Wiederkehr

23.11.1943

Das Jahr, welches ich nie vergessen würde, ging dem Ende entgegen. Körperlich hatte ich mich erstaunlich schnell erholt. Auch meiner kleinen Anna merkte man nichts mehr davon an. Seit ich sie wieder regelmäßig Stillen konnte, wuchs sie prächtig heran. Aber in meinem Inneren waren tiefe Wunden zurückgeblieben.

Die Monate vergingen. Die von der Ostfront zurückgekehrten, verletzten oder beurlaubten Soldaten, berichteten unter vorgehaltener Hand von schweren Verlusten der deutschen Wehrmacht. Mitzis Mann, der Sepp, wurde auch einige Tage nach Pfingsten eingezogen und an die Front geschickt. Trotz der schönen Jahreszeit blieb die Stimmung getrübt.

Jeden Tag, an dem der Briefträger am Hof vorbeifuhr, ohne bei uns stehen zu bleiben, betete ich ein zusätzliches Vaterunser. Damit wuchs neben der Sorge um mein Mädchen, auch die Anspannung ins Unerträgliche.

Als Mitte August noch immer keine Vorladung vom Gericht gekommen war, keimte in mir ungewollt sogar Hoffnung auf, die ich täglich aufs Neue niederkämpfen musste. Um dem ganzen nervenaufreibenden Spuk endlich ein Ende zu setzen, sehnte ich mir paradoxerweise eine Nachricht herbei.

Wir brachten gerade die erste Fuhre Heu ein, als die Joglbauerin, die Schwiegermutter meiner jüngsten Schwester, auf mich zustürmte und mir mit trauriger Miene einen Umschlag übergab. *Sondergericht Leoben* war zu lesen. Mit zitternden Fingern öffnete ich den Brief: ... 23.11.1943 ... 10 Uhr ... zu erscheinen.

Man hatte mich nicht vergessen, warum auch? Das Beunruhigende war, ich wurde zum Gericht nach Leoben vorgeladen, deren Richter für ihre drakonischen Strafen landesweit bekannt waren. Die letzten drei Monate versuchte ich mich mehr denn je, am Dasein meiner Tochter zu erfreuen. Ich ahnte, dass ich es in nächster Zeit bitter nötig haben werde.

Immer öfter gab es Fliegeralarm und wir mussten, wenn es möglich war, in den nächsten Luftschutzbunker flüchten. Bis jetzt blieben wir vor schweren Bombardierungen verschont. Aber die Städte Klagenfurt und Wienerneustadt sollten schon einige Male heftig bombardiert worden sein.

Nach mehrmaligem Fehlalarm kümmerten wir uns auch nicht mehr darum und blieben auf den Feldern, um weiter unsere Arbeit zu verrichten. So auch an Allerseelen, als wieder die Sirenen heulten. Meine kleine Anna fing jedes Mal an zu weinen.

Wenn noch vor einigen Monaten nur vereinzelte Flugzeugverbände am Himmel zu sehen waren, die dann entweder nach Nordosten oder nach Kärnten abdrehten, verdunkelten sie an diesem Nachmittag den Himmel beinahe komplett. Jagdflugzeuge, die die schweren Bomber begleiteten, scherten immer häufiger aus dem Verband aus und griffen den in der Nähe befindlichen Fliegerhorst in Zeltweg an.

Am 23.11.1943 bestieg ich den ersten Zug, der mich nach Leoben bringen sollte. Ich hatte mich von den beiden Alten schon am Vorabend verabschiedet. Meine Schwester begleitete mich noch zum Bahnhof. Am Bahnsteig hielten wir uns eine gefühlte Ewigkeit eng umschlungen in den Armen. Keiner von uns sagte ein Wort, geräuschlos vereinten sich auch unsere Tränen. Als ich den Waggon bestieg, drehte ich mich noch einmal kurz um. Mitzi blickte hoch und nickte mir ein letztes Mal aufmunternd zu. Dann ertönte das Signal zur Abfahrt.

Unterwegs mussten wir auf freier Strecke zweimal den Zug verlassen und uns in Deckung begeben, wegen eines vermeintlichen Luftangriffes.

Die meisten Reisenden waren Soldaten, die zum Fronteinsatz gebracht wurden. Am Bahnhof in Leoben angekommen, ging ich stadteinwärts über die Murbrücke. An der linken Seite befand sich eine Kirche, als ich näher kam, erkannte ich nur, es musste sich hier um eine evangelische handeln. Da wollte und durfte ich nicht rein.

Nach der Bahnhofsuhr hatte ich noch genügend Zeit eine katholische Kirche aufzusuchen. Mir fiel dabei der Name, Stadtpfarrkirche St. Xaver wieder ein. Wo sie genau war, wusste ich nicht, nur, dass sie in der Nähe des Hauptplatzes sein musste. Mit meinem kleinen Pappkoffer in der Hand ging ich die Franz-Josef-Straße weiter bis zum Hauptplatz. Um mich zu orientieren, verharrete ich einen kurzen Augenblick, und befand mich ausgerechnet an dem Punkt, wo sich zur rechten Seite die Kirche und links das Gericht befand.

Obwohl ich in meiner Situation wirklich keinen Grund zum Lachen hatte, konnte ich mir ein sarkastisches Schmunzeln nicht ganz verkneifen.

Natürlich wollte ich die Kirche aufsuchen. Also ging ich rechts die Gasse runter und stand vor dem gewaltigen Kirchentor.

Als ich eintrat, erinnerte ich mich wieder an die Worte der Wahrsagerin:

"Deinen Frieden wirst du nur in deinem Glauben finden." Das war die düstere Prophezeiung, die mir vor fast genau zehn Jahren vorausgesagt wurde.

Am steinernen Weihwasserbecken tauchte ich die Finger meiner rechten Hand in das kühle Nass. Zuerst benetzte ich meine Stirn und die Brust. Dann die linke Schulter und zuletzt die rechte. Der prachtvolle Innenraum zog mich mit seiner beinahe schmerzhaft wirkenden Stille und der mystischen Ausstrahlung, fest in ihren Bann.

Beinahe traumwandlerisch bewegte ich mich den breiten Mittelgang entlang. Dabei hallte jeder einzelne Schritt von den Wänden wider. Vor der Kanzel und einer Altarnische zu Ehren der heiligen Maria, die sich auf der linken Seite befand, hielt ich an. Ich kniete mich am äußersten Rand der zweiten Bankreihe hin und betrachtete die Statue der heiligen Maria Mutter Gottes. Im Gebet versunken bemerkte ich das Herannahen des Pfarrers nicht.

Als ich für einen Augenblick hochschaute, trafen sich unsere Blicke.

Er beugte sich zu mir runter und fragte mich leise, ob ich denn einen besonderen Grund hätte, mich gerade in die Nähe dieser Altarnische zum Gebet niederzulassen. Ich wischte mir mit dem Ärmel über mein Gesicht, weil ich ohne es zu bemerken, auch geweint hatte.

Warum ich mir gerade diese Nische, unter sechs verschiedenen ausgesucht hatte, konnte ich ihm nicht beantworten.

Er spürte den großen Kummer der mich plagte, und bot an, mir die Beichte abzunehmen. Wortlos folgte ich ihm. Im Beichtstuhl schilderte ich ihm meinen Grund. Anschließend begleitete er mich bis zur großen Kirchentür und wünschte mir noch alles Gute.

Es waren nur wenige Schritte bis zum Gericht. Am Eingang suchte ich nach dem Saal, in dem die Verhandlung stattfinden sollte. Er befand sich im ersten Stock.

Meine Gedanken waren bei meiner kleinen Tochter Anna. Mitzi würde schon auf sie aufpassen, solange ich weg war. Da fiel mir ein, warum hatte ich nur eine einfache Zugfahrkarte nach Leoben gekauft? Sollte das etwa ein böses Omen sein?

"Die Angeklagte Agnes Gruber!"

Aus der großen zweiflügeligen Tür von Saal 5, trat ein dicker Mann in brauner Uniform. Da ich nicht gleich aufsprang und keine andere weibliche Person sich auf dem Flur befand, sprach er mich direkt an.

"Sind sie die Gruber?" Ich wäre es in dem Augenblick am liebsten nicht gewesen.

Nach endlos langen Beschimpfungen und Unterstellungen, erhob sich das Gericht. Völlig apathisch blieb ich auf meinem Stuhl sitzen und überhörte die Aufforderung mich zu erheben. Eine Hand packte mich grob am Arm und riss mich hoch.

"... verbotenen Beziehung ... Kriegsgefangenen..., deutsche Frauenehre ..., gesundes Volksempfinden verletzt, zu 18 Monaten Zuchthaus verurteilt, ... Strafe ... sofort vollzogen."

Die letzten Worte prallten wie ein Echo von Felswänden ab und wiederholten sich immer und immer wieder.